Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 19

Artikel: Sonntag in einer kleinen ungarischen Stadt

Autor: Schaffelhofer, Steffi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638060

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war mir nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbardorf ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Müslein ohne Schmalz,
Eine Rebfrau mit saurem G'sicht,
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehn und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.

Es gibt Höhepunkte im Leben. Für mich wie auch für den übrigen Familiennachwuchs waren diese Höhepunkte um jene Zeit nicht zu dünn gesät, denn wir rechneten dazu einstimmig auch die auf freier Flur sich abspielende Vertilgung der Zwischenmahlzeiten, die während den strengen Werkwochen von Heuet und Ernte ihren besonderen Reiz dadurch erhielten, daß zum hausgebackenen Brot jedes von uns als leckere Zugabe ein Scheibchen Magerkäse oder gar eine halbe Roßwurst bekam. Der im Baumschatten wartende Henkelkorb, mit einem Leinentüchlein verheißungsvoll zugedeckt, war jeweilen schon lange vor dem großen Augenblick der Brennpunkt unserer Gedanken, der unweigerlich näherrückende Wunderstern, von dem sogar die Arbeit einen dünnen Strahl abbekam.

Und heute war es der Mutter gelungen, unsere Erwartungsfreude mit ein paar vielsagenden und doch nichts verratenden Worten noch höher zu spannen. Ganz im heimlichen hatte sie am frühen Morgen die ersten Apfelküchlein dieses Sommers gebacken. In der großen braunen Schüssel wohlverwahrt, entstiegen sie noch warm der Tiefe des Korbes. Ja, nun wußten wir, warum sie in den letzten Tagen immer bemüht gewesen war, von den gefallenen Kornäpfeln die schönsten vor unsern Freßmäulern in Sicherheit zu bringen.

„Der Vater kommt heute nach dem Kirchgang in Nehrbach auch nicht an einen leeren Tisch, es ist keine Trauerleich", brachte die freundliche Spenderin wie zur Entschuldigung vor. „Da hab ich mir gedacht, wir dürfen uns zur Abwechslung auch einmal etwas Herrenmäßiges erlauben; besonders weil doch die letztjährige Frucht bis nach dem Emdet reicht. Es ist immer gut, wenn man den Garbenstock nicht zu früh anzehren und dazu das Mehl gleich von der Mühle weg verbacken muß.

Mühlewarm und ofenwarm
Macht die reichsten Bauern arm.

Wir durften also mit gutem Gewissen ein bißchen schlemmen. Und wir taten es auch, bewußt und mit der Fähigkeit des Genießens aufs freundlichste begabt. Einträchtig waren wir der Meinung, daß die Küchlein da im Sommerland draußen noch „gäbiger" zu verschmausen seien als daheim am Tisch.

Nachdem das Mahl seiner besonderen Eignung gemäß etwas vorzeitig beendigt war, gönnten wir uns noch ein kurzes Nachgenußweilchen auf unserem anmutig im Gelände gelegenen Flursitz. Die Gutwetteraussichten wurden kennerisch besprochen. Eine Hummel, die, über und über mit Milben behaftet, nicht mehr aus dem Gras aufzufliegen vermochte, ward gemäß mehrheitlichem Beschluß durch schnellen Erlösungstod aus ihrem Elend befreit. Im weitern wollte die Mutter dann wissen, was jedes von uns zuerst machen würde, wenn aus der Hälfte der heut abgeschnittenen Aehren in unserer Abwesenheit Goldstücke geworden wären.

Unwillkürlich wandten wir uns alle um, ob das Wunder am Ende bereits geschehen sei. Nein, es war alles im alten. — Mein Bruder war zuerst mit Raten fertig. Er wollte eine große Sichel kaufen, mit der sich alles noch stehende Korn auf einmal abschneiden ließe; dann brauchten wir nicht mehr zu buckeln, sondern könnten den ganzen Tag hier im Schatten sitzen. Mein Wunsch war schon auf möglichere Dinge gerichtet: mir mußte eine große neue Scheune her mit bequemer Heueinfahrt; dazu zwei dicke braune Pferde, damit ich beim Ackern auch gemächlich neben dem Pfluge herstapfen könne wie der Kaspar Strehlmann in Hannisgrüt. Von meinen Schwestern wollte die eine zur Eröffnung der Glückszeit ein Sofa in unsere Stube gestellt wissen, wie sie es im Kirchdorfer Pfarrhause gesehen; und die andere kaufte für die Mutter ein Seidenkleid, für sich selber ein neues Kirchengesangbuch mit einem Bild darin.

Sonntag in einer kleinen ungarischen Stadt.

Von Steffi Schaffelhofer.

Mein Einzug in Mezökövesd — einer kleinen ostungarischen Stadt — vollzog sich zwar romantisch, aber in beklemmender Einsamkeit. Es war noch nicht 10 Uhr abends, als der Zug, von Budapest kommend, in dem spärlich beleuchteten Bahnhof einfuhr. Mit mir verließen nur noch einige wenige ländliche Reisende den Zug.

Vor dem Bahnhofausgang bemerkte ich zwei Einspänner mit schlaftrunkenen Pferden und ebensolchen Kutschern. Sonst nichts. Von dem Städtchen keine Spur.

Die paar Reisenden hatten sich bald verlaufen. Wie wenn sie der Erdboden verschlungen hätte. Und so stand ich denn allein auf der mondüberfluteten Straße. Ich hatte es abgelehnt, ein Fuhrwerk zu mieten, da ich nach der längeren Bahnfahrt das Bedürfnis hatte, etwas zu gehen. Das Räderknirschen der davonfahrenden Einspänner verlor sich immer mehr in der Ferne. Die Fuhrwerke fuhren ohne Fahrgast in das Städtchen zurück.

Langsam wanderte ich auf der staubigen Landstraße nach dem etwa zwei Kilometer entfernten Mezökövesd, ohne einer Menschenseele zu begegnen, lediglich den Mond als

Ueberall am Trottoir lagen mächtige Haufen von Melonen, Tomaten, Paprika, Rüben usw.

Begleiter. Links und rechts dehnten sich riesige Felder aus, auf denen der Mais mannshoch stand. Es duftete wunderbar nach Heu. Da und dort erhoben sich niedrige, weißgetünchte Hütten mit überhängenden Strohdächern, daneben windschiefe Ställe mit schadhaften Lehmwänden. Irgendwo bellte ein Hund den Mond an. Das war wohl nichts Seltenes, denn überall in der Welt bellen in mondhellen Nächten die Hunde den Mond an.

Auf meiner Wanderung vom Bahnhof in das kleine Städtchen kreuzten weder Hund noch Katze meinen Weg. Die Kutscher der mir entgegenkommenden Fuhrwerke, die nach irgend einem Markt fuhren, duselten im Halbschlaf vor sich hin. Das einzige Lebende waren die flackernden Wagenlaternen und das im lauen Abendwind melancholisch säuselnde Gezweig der mondlichtüberfluteten Akazien- und Zwetschgenbäume.

Nach einer mehr als halbstündigen Wanderung hatte ich die ersten Häuser von Mezökövesd erreicht. Das kleine Städtchen lag bereits im tiefsten Schlaf. Ein abendliches Straßenleben nach dem Begriff des Großstädters kennt man in den ungarischen Kleinstädten nicht. Man geht mit den Hühnern schlafen und steht mit den Hühnern wieder auf. —

Das Auffinden der mir zur Nächtigung empfohlenen Gastwirtschaft bereitete mir in den völlig ausgestorbenen Straßen und Gassen immerhin einige Mühe. Als ich nach längerem Umherirren endlich die Gast- und Hotelwirtschaft entdeckt hatte, lag natürlich auch hier alles im tiefsten Schlaf. Es dauerte eine geraume Weile, bis ich einen dienstbaren Geist aus den Federn geläutet hatte. Dann hatte ich noch mein liebes G'frett, meine Wünsche mittels der Zeichensprache und Gebärden zu verdolmetschen. Es ging ganz gut. Endlich stand ich in einem kleinen, netten Zimmer. Wenige Minuten später schlief ich bereits einen langen, gesunden Schlaf.

*

Feierliches Glockengeläute, Wagengerassel und lautes Stimmengewirr weckten mich aus meinem tiefen Schlummer. Die hellen Sonnenstrahlen eines wunderbaren Sommer-Sonntags fluteten durch die weißen Vorhänge.

Ich trat ans Fenster. Kaum daß ich meinen Augen traute. Knapp unter den Fenstern, auf dem weiten Platz vor dem Hotel, herrschte lebhaftes Getue, richtiges Jahrmarktgetriebe. Gelächter, Geschrei, Feilschen und Rufe, alles bunt durcheinander, drang zu mir herauf, so daß ich vorerst an einen Irrtum im Kalender dachte und nicht recht an einen Sonntag glauben wollte, ungeachtet des feierlichen Glockengeläutes. Aber ein Irrtum war ausgeschlossen. Es war zwar Sonntag, gleichzeitig aber auch Markttag.

Ueberall am Trottoir lagen mächtige Haufen von Melonen, Tomaten, Paprika, Rüben usw. Dazwischen standen Körbe mit rotwangigen Aepfeln und Pfirsichen; Hühnersteigen mit aufgeregt gackernden Zweifüßern; überfette Gänse vollführten ein Schnatterkonzert. Gefüllte Gewürzsäcke und tausenderlei andere Waren und Sachen, die man auf allen ungarischen Märkten zu finden pflegt, vervollständigten das „Warenlager". Abseits vom Marktgetriebe, das bereits im vollsten Gange war, hielten die Marktwagen in langen Reihen. Die Pferde taten sich an Hafersäcken und Heubündeln gütlich.

Alles was ich von meinem Fenster aus beobachten konnte war so eigenartig, so reizvoll, daß ich mich nicht schnell genug ankleiden und nicht rasch genug den Morgenkaffee hinunterschlürfen konnte. Ich begab mich dann sofort hinunter auf den Marktplatz und mischte mich unter das bunt zusammengewürfelte Publikum.

Eine bessere Musterkarte ungarischer Typen hätte ich mir wahrlich nicht wünschen können. Ein alter Graukopf mit einem schmutzigen, zerlumpten Rock, am Arm einen schmierigen Schafspelz, und ein jüngerer Mann, der einen derben Knotenstock geschultert hatte, auf dem ein Paar funkelnagelneue Stiefel baumelten, musterten mich neugierig. Es waren Schafhirten aus der Puszta, die zu Einkäufen in die Stadt gekommen waren.

Bauernweiber, dicke und hagere, hübsche und häßliche, friedliche und zänkische, schweigende und ewig plappernde, standen vor ihren primitiven Verkaufsständen, wenn einige Stangen mit einem Brett darauf überhaupt Anspruch auf eine solche Bezeichnung erheben können. Sie boten die verschiedensten Waren aus: Hühner, Gänse, Eier, Kleider, Wirk-

Kräftige, frische Mädchengestalten mit langen, herabhängenden „Bummelzöpfen" promenierten paar- und reihenweise, wie bei einem richtigen Schulausflug, über den Gehsteig.

waren, Leinen, Posamenterien, Hüte, Schuhe und weiß Gott was noch. Die Eier lagen in flachen Körben zu ihren Füßen. Die Hühner, von denen sie je drei oder vier mit den Füßen zusammengebunden hatten, hielten sie in den Händen und bei jeder Handbewegung erhoben die geängstigten Tiere ein jämmerliches, durchdringendes Geschrei.

Frauen und Mädchen drängten sich durch die Butter-, Käse- und Obststände. Das Auserlesendste, was der fruchtbare Boden der Puszta an Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Pfirsichen usw. hervorbrachte, fand sich hier zu einer einzigartigen Verlockung aufgehäuft. Billig, spottbillig, unwahrscheinlich billig! Daneben gab es Verkaufsstände mit Fleisch, Wurstwaren, Brot und Bäckereien. Bis in die unmittelbare Nähe der Kirche mit dem hohen, schlanken Turm standen lange Reihen von Buden und Verkaufsständen. Zwischen ihnen drängten sich Städter und Landbewohner in teils buntfärbiger, kleidsamer Sonntagstracht.

Die dicken, überhängenden Rohrdächer der Bauernhäuser sind fast mit der Hand zu erreichen.

Kräftige, frische Mädchengestalten mit langen, herabhängenden „Bummelzöpfen" wanderten paar- und reihenweise, wie bei einem richtigen Schulausflug, über den Gehsteig. Auf seine „Bummelzöpfe" ist das echte Magyarenkind genau so stolz wie eine Königin auf ihr Krondiadem, sind doch die Hängezöpfe vielfach das beredte Kennzeichen der Jungfräulichkeit.

Die Mädchen stolzierten an einer Gruppe junger Burschen vorbei, die in ihren schwarzen Jacken, buntgestickten Westen, enganliegenden Beinkleidern und blankpolierten Halbstiefeln einen recht netten Eindruck machten. Am Kopfe trugen sie einen zylinderförmigen, oben abgerundeten, hohen Hut, der durch ein Gummiband am Hinterkopfe festgehalten wurde. Plaudernd, schäkernd und lachend, in größeren oder kleineren Gruppen saßen oder standen die Burschen beisammen, der einen oder anderen Schönheit einen Blick der Verehrung zuwerfend. Einer von den Burschen trug eine reich mit Ornamenten buntbestickte Schürze als Zeichen seines Brautstandes.

Die Mädchen wanderten die lange Straßenzeile auf und ab, um in den Schaufenstern oder geöffneten Türen der Geschäftslokale die ausgelegten und ausgehängten Gegenstände zu mustern. Die bunten Schürzen, Kopftücher und Kleider lockten zur Zufriedenheit der Geschäftsinhaber zahlreiche Käuferinnen, hauptsächlich vom Lande, heran.

Auf offener Straße wurde in primitiven Oefen, wie sie die Maronibrater in Verwendung haben, Fleisch gebraten, das zu phantastisch billigen Preisen verkauft wurde. Wunderbarer Bratengeruch erfüllte die Luft.

Nach dem letzten Glockengeläute wurde der Markt abgebrochen. Die warenanbietenden Händler und die feilschenden Marktbesucher strömten der weitgeöffneten Kirchenpforte zu. Mädchen und Frauen in buntgestickten, plissierten Kleidern aus schwerer Seide stauten sich vor dem Kirchenportal, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Auch die Kinder, durchwegs gesunde, frische, rotbackige Geschöpfe, die in reizenden, farbigen Kleidchen steckten, beeilten sich, in die Kirche zu kommen. Ich habe noch selten so entzückende Kinder gesehen, wie an diesem Sonntag in dem kleinen ostungarischen Städtchen Mezökövesd.

*

Am Nachmittag herrschte wieder Ruhe und Frieden in den Straßen von Mezökövesd. Ich wanderte kreuz und quer durch das kleine Städtchen und konnte folgendes feststellen: Die kleinen Städte, Marktflecken und Dörfer des ungarischen Tieflandes zeichnen sich alle durch ihre weite Anlage und durch ihre große Einförmigkeit aus. Die Straßen — oft gibt es nur eine einzige, schier endlose Straße — sind unverhältnismäßig breit und sandig, aber durchaus reinlich. Zwei grüne Zeilen von Akazien- und Walnußbäumen rahmen sie zu beiden Seiten ein. Dahinter reiht sich Haus an Haus, Gehöft an Gehöft, Scheune an Scheune, Schuppen an Schuppen, Strohdach an Strohdach. Ein Gebäude gleicht fast dem anderen. Nur das Haus des Pfarrers oder des Ortsrichters bilden eine Ausnahme. Sie sind nicht aus Lehm und ihr Dach besteht auch nicht aus Rohr. Es handelt sich um Bauten aus Stein und statt des Rohrdaches besitzen sie ein Schindel- oder Ziegeldach. Die dicken, überhängenden Rohrdächer der Bauernhäuser sind fast mit der Hand zu erreichen.

Ein entzückendes Bild bot sich mir während meiner Wanderung in einer kleinen Seitengasse. Dort saß an einer Hauswand eine Frau, die anscheinend aus einem Märchenbuch vorlas, denn um sie herum war eine ganze Kinderschar versammelt, die andachtsvoll lauschte. Selbst hochbetagte Mütter — vielleicht die Großmütter der Kleinen — horchten aufmerksam den Worten der Vorleserin.

*

Abends ging es in den kleinen Gastwirtschaften lustig zu. Aus den weinumrankten Fenstern einer Schenke, vor der ich neugierig stehen blieb, drangen herzbestrickende Cymbal- und Geigenklänge. Einige hell aufrauschende Akkorde, wie brausende Jubelrufe, flattern auf die Straße heraus. Und auf einmal wirbelten im wilden Csardas einige junge Paare über den freien Platz vor der Schenke.

Je wilder die Musik wurde, desto wilder wurde auch der Tanz. Keine Feder vermag dieses Tanzgebilde festzuhalten oder überzeugungsvoll genug zu schildern. Nur die Augen können es erfassen. Es ist ein Hüpfen und Schwenken, ein Winden und Springen, ein Beugen und Emporschnellen — bis das ganze Tanzgebilde unter einem schrillen Aufschrei der Instrumente mit einem Schlag endet.

*

Wieder stand der Mond hoch am Himmel, als ich diesem kleinen, verträumten ungarischen Städtchen den Rücken

kehrte. Begleitet von den rauschenden Weisen eines Csardas flog der Wagen, der mich zum Bahnhof brachte, über die Landstraße, auf der der Mondschein spazieren ging.

Ein seltenes Land mit seltenen Menschen.

Mutter.

Skizze aus dem Leben von Cécile Roth.

Unschön, beinahe häßlich, wie sie war, durfte sie nicht oder kaum auf einen Mann hoffen. Sie war zwar jung, und jung sein bedeutet immerhin ein Glück. Und Jugend läßt auch der Häßlichsten einen goldenen Schimmer; dieser Schimmer, der einzige, lag in ihrem goldblonden Kraushaar.

Das Gesicht aber und die ganze Gestalt ließen keinerlei Freude aufblühen. Der dicke Kopf saß auf breitem, kurzem Halse, und dieser thronte auf vierschrötigem Körper, der sich wiederum auf zu kurzen Beinen stützte. Kurzum, die Marie war wirklich nicht schön, und obschon sie nicht viel mehr als zwanzig Lenze zählte, fiel es keinem Menschen ein, sie jung zu nennen.

Das kam davon, daß sie sich ihrer Häßlichkeit voll bewußt war. Und diese Häßlichkeit übte stetsfort einen Druck auf ihr Gemüt, lastete schwer auf ihr Herz und schlug es in Fesseln.

Wenn sie zur Arbeit in die Stadt fuhr, in die Fabrik, setzte sie sich breit und schwer in eine Ecke des Wagens, und ließ scheu ihre Blicke umherschweifen. Ihre viel zu kleinen, blauen Aeuglein irrlichterten von dem einen zu dem andern. Begegneten sie einer bekannten Seele, lebten sie auf, und ihre häßlichen wulstigen Lippen formten ein Lächeln, ein entzückendes Lächeln. Dies Lächeln war wirklich eine Kostbarkeit zu nennen. Aus diesem Lächeln blühte die edle Blume der Mütterlichkeit, der Nachsicht, des Verstehens, der abgründigen Güte und Sanftmut. Aus diesem Lächeln stieg eine überaus schöne Seele aus häßlicher Hülle ins goldene Licht.

Ihre Gefährtinnen liebten sie und bemitleideten sie um ihrer Unschönheit willen. Und in der Fabrik, bei der Arbeit, bestand keine so wie sie.

Aber Liebe?

Liebe fand sie keine, die Burschen begehrten alle schöne, junge Mädchen. Liebe war nicht für sie da. Oder doch?

Einmal schien es, als ob es so sein sollte. Einmal im Frühling, als der Lebenssaft strotzend in alle Bäume stieg, die Knospen schwellten, daß sie platzten, Blättchen und Blüten siegreich in der strahlenden Sonne glänzten, das Gras frisch ergrünte und herb duftete und überall goldene Primeln und blaue Veilchen bunte Flecke bildeten. Einmal glaubte Marie an die Liebe. Und das kam so:

Ein Arbeitskamerad, dem sie bisher nichts gewesen, den sie selber kaum beachtet, lud sie zum Tanz ein. Er schaute sie so treuherzig, so lieb an, er suchte ihre Hand zu fassen, ach, war das süß! Ein niegeahnter, heißer Lebensstrom durchglühte ihre Sinne, ließ sie erschauern.

War das wohl Liebe?

Glückselig ging sie zum Tanz. Noch nie hatte sie sich so leicht gefühlt. Sie tanzte, sie tanzte, und wurde nie müde. Denn obschon ihr Körper schwerfällig und unschön war, das Glück, das süße, verlieh ihr eine ungekannte Leichtigkeit, das Glück löste ihre Glieder. Der Kamerad dachte bei sich: „Sie tanzt ja gar nicht übel, die Marie, und so gar häßlich ist sie auch nicht."

Und er machte ihr ein Kompliment. Das war das erste in ihrem Leben und es wurde ihr ganz warm ums Herz.

Nachher saßen sie im Wirtshausgarten und tranken Wein und aßen Brot und Schinken dazu. Es wurde immer gemütlicher. Dann kam der Abend und der Aufbruch. Er begleitete sie nach Hause, übers Land. Marie wohnte am Waldrand. Der Abend war mild und schön, der junge Frühling duftete berauschend, die Sinne glühten, das Blut rauschte und blühte, Marie war selig. Marie war glückestrunken, hingebend .....

Als Marie anderntags zur Arbeit ging und den Kameraden begrüßen wollte, fand sie ihn nicht. Sein Platz blieb leer.

„Wo er bliebe?" fragte sie.

„Ja, ob sie es denn nicht wisse?" kam die Antwort, „heute reise er ab, verlasse das Land, kehre nie mehr zurück.

Marie vermochte noch still und gefaßt zu bleiben, zu scheinen; aber in ihrem Herzen bohrte und riß es, daß sie laut hätte aufschreien mögen. Ein Schmerz ohnegleichen durchwühlte sie, eine schreckliche Angst ließ ihre wunde Seele erstarren. Fort, fort, auf Nimmerwiedersehen! War es möglich, war es denn menschenmöglich, daß man so schlecht sein konnte?

Als nach einigen Wochen sie die Gewißheit hatte, Mutter zu werden, wollte sie verzweifeln, die Schande drohte sie zu erdrücken. Sie dachte daran, sich das Leben zu nehmen, ins Wasser zu springen, oder unter den Zug; dann wäre alles aus, das unsagbare Weh und die drohende Schande. Des Nachts, wenn alles schlief, alles in Dunkelheit erstarb, da war's am schlimmsten; da ließen sich die bösen Selbstmordgedanken nicht mehr bannen, nicht mehr bewältigen. Sie rang und rang, aber ihre von herbem Leid niedergedrückte Seele brachte den Mut nicht mehr auf, mit dem Leben zu ringen, siegreich.

Als sie hastig, wie eine Traumwandlerin, die alte Holztreppe hinunterstieg, mit verlorenen Augen, wirrem Haar und erstarrtem Schmerzensantlitz, um zum nahen Fluß hinunter zu rennen und ein Ende zu machen, da knarrte die alte Treppe. Und als Marie bei der Türe der Mutter vorbei mußte, stand diese im Nachtgewand und nahm sie bei der Hand.

Die Mutter ahnte das Unglück ihres armen Kindes und rettete es vor Nacht und Tod. Marie überwand mit ihrer Hilfe die furchtbare Not.

Und als der Augenblick des Mutterwerdens kam, begab sie sich mutig in die Frauenanstalt der nahen Stadt. Dort genaß sie nach unsäglichen Schmerzen eines gesunden Bübleins. Wenn sie das Kind an ihrer Seite ansah, überflutete ein warmer Glücksstrom ihre Brust, ihr ganzes Wesen und ihr Herz vermochte das Große, Göttliche kaum zu fassen. Sie dachte nicht mehr an Schande, nicht mehr an ein verpfuschtes Leben. Was waren ihr die Menschen? Sie besaß ja ein Kind, ein kostbares Kleinod, ein Kind, das ihr ganz allein gehörte, für welches sie mit tausend Freuden ihr Leben einsetzen wollte. Ein Kindchen, das ohne sie völlig hilflos war, ein Kind, das sie benötigte, das ohne sie nicht zu leben vermochte. Sie dachte ganz allein nur an ihr Kind, an ihr Bübchen. Und das große Glück stieg ihr in die Kehle und in die Augen, daß schimmernde Perlen niedertauten.

Als sie nach kurzer Zeit heimwärts fuhr, ihr Kindlein sorgsam in dem rotweißgewürfelten Deckbettchen eingehüllt im Arm, hätte man sie beinahe nicht erkannt. So schön, so verklärt, so unsagbar glücklich schaute sie immer und immer wieder auf das kleine Fleischbündelchen herab. Ihre Züge, die groben ungeschlachten Züge von ehemals, hatten sich veredelt, waren überhaucht von einer großen Zartheit. Der große Mund mit den wulstigen Lippen war rührend in seiner grenzenlosen Liebe zum Kindlein, geradezu zart formte er sein süßestes Lächeln für es.

Die Schwester Maries, die sie abgeholt, bekam Tränen in die Augen, als Marie immer und immer wieder leise